

## Stadtgöttinnen und Kamelstatuetten

Zwei Publikationen aus dem Kilchberger Akanthus-Verlag

Vor acht Jahren erschien im Akanthus-Verlag das erste Buch. Seither hat sich das kleine, in Kilchberg bei Zürich ansässige Unternehmen mit sorgfältig gestalteten Publikationen zur klassischen Archäologie einen Namen gemacht. Eine Studie zu spätantiken Stadtpersonifikationen und eine Untersuchung über chinesische Kamelstatuetten sind die jüngsten Veröffentlichungen.

Personifikationen in der antiken Bildkunst sind ein Thema, das die Geschichte des Akanthus-Verlags von Anfang an begleitete. Seit der Gründung des Unternehmens im Jahr 1989 waren ihm mehrere Publikationen gewidmet. Eine Untersuchung zu Personifikationen in der griechischen Kunst der klassischen Zeit von Allan Shapiro (1993) und eine Studie über Personifikationen in der unteritalischen Vasenmalerei von Christian Aellen (1994) fügten sich zu einem umfassenden Überblick über einen wichtigen Bereich der antiken Bildkunst und machten zugleich die Absichten des Verlags deutlich – was den wissenschaftlichen Anspruch und was die graphische Gestaltung der Bücher betrifft.

Denn dass ein wissenschaftliches Buch trotz den unabdingbaren Zusätzen wie Anmerkungsapparat, Anhängen, Bilddokumentationen und Literaturnachweisen schön gestaltet sein kann, ist die feste Überzeugung der Verlegerin und promovierten Archäologin

Adrienne Lezzi-Hafter, und ihre Bücher geben ihr recht. Auf den ersten Blick schlicht und unprätentiös, bestechen die Bände durch lesefreundliche Gliederung des Texts, sorgfältige Bildreproduktion und eine zweckmässige Aufteilung von Text und Bildern. Die jüngsten Publikationen des in Kilchberg bei Zürich ansässigen Kleinverlags –

### Letzte Gründe

Karl-Otto Apel erprobt seine Philosophie

Karl-Otto Apel ist vor allem dafür bekannt, dass er den Rekurs auf letzte Gründe für ebenso möglich wie nötig hält. Die Alternative heisse «Relativismus»: für Apel nicht nur eine philosophisch durchaus irrgie, sondern auch in ihren Konsequenzen geradezu kulturführende Tendenz moralisch-praktischer Haltlosigkeit. «Liberaler Ironiker» ist Apel nicht. Ernsthaftigkeit, nicht Distanz zu sich selbst wird angestrebt. Wenn es aber die «formalen Bedingungen der Möglichkeit offener Wechselverständigung» sind, die als «unhintergebar» erscheinen, so ist Apel andererseits ebensowenig der philosophische Fundamentalist, für den er (in abtossender Vereinnahmung) immer noch gerne gehalten wird. Nicht dem unabsehbaren Prozess wechselseitiger Interpretation und Kritik im Rekurs auf letzte Gründe ein Ende setzen will Apel, sondern vielmehr erklären, was diesen Prozess weitertreibt und für uns verbindlich macht.

Das Denken Apels hat sich auch selbst stets in der Diskussion entwickelt. Pionierhaft früh schon hat er dabei die Milieugrenzen zwischen kontinentaleuropäischem und angloamerikanischem Philosophieren zu überqueren vermocht. Der Essay ist auch jetzt noch Apels Medium. Ihn leitet nun nicht mehr jener «hermeneutische Furor» der früheren Jahre: Es geht nicht mehr um immantente kritische «Aneignung», sondern, wie der Titel der jüngst erschienenen Essaysammlung sagt, um «Auseinandersetzung». Denn das eigene Programm, der «transzendentalpragmatische Ansatz», steht nun schon seit geraumer Zeit fest. Jetzt gilt es, ihn zu «erproben», oder besser: zu verteidigen gegen zeitgenössische Ansätze und solche der jüngeren Vergangenheit. Der Ton ist dabei schärfer geworden. Aber auch in diesen Aufsätzen, die vor allem aus der letzten Dekade stammen, ist viel zu lernen: nicht nur über das Anliegen der transzendentalen Sprachpragmatik, sondern auch über die «gegenersich» Positionen. Apel setzt sich ebenso mit eher «kontinentalen» Denkern – etwa Heidegger und Gadamer –, den Kritischen Rationalisten wie auch mit Positionen der analytischen Philosophie – Wittgenstein, Winch, Searle – auseinander. Am eindrücklichsten aber ist wohl die abschliessende, dreistufige Debatte mit Jürgen Habermas, welcher Apel viel verdankt (Wesentliches auch zum Grundbegriff der «Verständigung»), der sich aber gewissermassen in die Gegenrichtung bewegt hat.

Hans Bernhard Schmid

Karl-Otto Apel: Auseinandersetzungen in Erprobung des transzendental-pragmatischen Ansatzes. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1998. 866 S., Fr. 132.–



Das unter seiner Last blökende Kamel ist das Werk eines chinesischen Künstlers der Tang-Dynastie. (Bild aus dem besprochenen Buch)

der Verlegerin begleitet die Entstehung der Bücher von der Akquisition der Texte über deren Redaktion bis zu Bildauswahl und Seitenumbruch selbst – führen das Programm konsequent weiter. Die Studie der deutschen Archäologin Gudrun Bühl «Constantinopolis und Roma. Stadtpersonifikationen der Spätantike» erweitert das von Shapiro und Aellen für die klassische und hellenistische Zeit Begonnene in die Spätantike. Ihr Ausgangspunkt ist eine zunächst überraschende Tatsache: Im christlichen Imperium, das Heiden nicht, oft sogar rücksichtslos zurückdrängte, vermochte eine Gattung heidnischer Gottheiten nicht nur zu überleben, sondern sogar neue Ausprägungen zu bilden: die Stadtpersonifikationen von Städten, Provinzen und Ländern. Gudrun Bühl nimmt sich der Stadtpersonifikationen an, die zwischen dem vierten und dem siebten Jahrhundert einen besonders eindrücklichen Aufschwung erlebten.

### Von Dea Roma zu Constantinopolis

Personifikationen abstrakter Begriffe sind in der klassischen Antike ein altes Element. Bereits in der «Ilias» wird geschildert, wie Zwierrat (Eris), Schrecken (Deimos) und Furcht (Phobos) in den Schlachtreihen der Griechen mitmarschieren, und in Rom bestanden spätestens seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. Kulte der Verkörperungen des Sieges (Victoria), des Friedens (Pax) und der Eintracht (Concordia). Die mit diesen Gottheiten verbundenen Vorstellungen scheinen noch in der Spätantike lebendig gewesen zu sein. Der in den östlichen Provinzen seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert verehrt und von Augustus in die Kaiserideologie eingebundenen römischen Staatsgöttin Roma wurde im dritten Jahrhundert n. Chr. gleichsam eine Schwester an die Seite gestellt: Constantinopolis, die Verkörperung Constantinopels, der jungen Stadt am Bosphorus, des neuen Mittelpunkts des Reichs. Seit der Weihe Constantinopels im Jahr 330 erscheint die Figur auf Münzen, allerdings ohne dass sich für sie ein einheitlicher Darstellungstyp nachweisen lässt.

Auf Grund einer umfassenden Interpretation von Darstellungen auf Münzen, Repräsentations- und Huldigungsbildern sowie im christlichen Kontext will Bühl das Fortleben der Stadtpersonifikationen nicht einfach als passive Weiterführung einer heidnischen Darstellungform verstehen. Sie vermag vielmehr zu zeigen, wie die Roma-Tradition – die Ikonographie der Constantinopolis-Figur lässt sich bis in die Details als Verbindung von Elementen der Dea Roma und hellenistischer Stadtgöttinnen erklären – durch die Übernahme eine neue Bedeutung erhielt. Die von Kaiser Konstantin begründete Anknüpfung an die Tradition der alten Reichshauptstadt erfüllte einen doppelten Zweck: Zum einen war die Anbindung des neuen Zentrums im Osten an Rom Ausdruck einer jahrhundertalten Herrschaftskontinuität, zum anderen verliehen die dem Kaiser zur Seite stehenden Stadtpersonifikationen seinem Herrschaftsanspruch eine überirdische Legitimation – besonders in den von den Söhnen Constantins erstmals ausgegebenen Münzen, die das Herr-

## Kamasutra eines Fahnenflüchtigen

Silvio Huonders Roman «Übungsheft der Liebe»

«Ich, Fabio Bosch, brauche nichts und niemanden» Mit dem Pathos des Selbstgerechten macht sich der Ich-Erzähler in Silvio Huonders neuem Roman «Übungsheft der Liebe» aus dem Staub. Punkt elf Uhr sollte sich Fabio Bosch zum Strafantritt in der Churer Strafanstalt Realta einfinden. Statt dessen sitzt er im Zug von Chur nach Zürich. «Um elf Uhr werde ich geboren, um elf beginnt ein neues Zeitalter.» Und tatsächlich: Fabio gegenüber sitzt im «kurzen Wildlederrock» und in «hauchdünnen Strümpfen» Marie André aus Wien, so jedenfalls stellt sie sich vor. Sie fällt, ehe Fabio weiss, wie ihm geschieht, über ihn her, «betastet den aufgeregten Aal» in seiner Hose und dirigiert Augenblicke später auf der Zugstolette besagten «aufgeregten Aal an ihre Muschel».

In seinem erfolgreichen Romandébut «Adalina» (1997) erzählte Silvio Huonder von der Rückkehr eines Geflohenen und wie die Macht zurückliegender und verdrängter Ereignisse am Ort des Geschehens den Rückkehrer immer weiter und schliesslich in eine tödliche Enge trieb. Nun, kaum ein Jahr nach dem gelungenen Erstling, legt der in Berlin lebende und 1954 in Chur geborene Huonder seinen zweiten Roman vor. Abermals erzählt Huonder von einem Flüchtigen. Fabio Bosch ist im doppelten Sinn ein Fahnenflüchtiger: er flüchtet vor der Militärjustiz, die ihn wegen Dienstverweigerung zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt hat, und er flüchtet vor sich selbst. Und auch hier führt die Flucht nicht ins Offene, sondern in die Enge: im Unterschied zu «Adalina» aber gerät der Autor hier in eine literarische Sackgasse.

### Wunscherfüllungssorgie

Könnte einen schon in «Adalina» die Obsession des Autors für das Sexuelleben seiner Figuren etwas irritieren, so gerät die Handlung hier über weite Strecken zur reinen erotischen Wunscherfüllungssorgie: das «Übungsheft der Liebe» ist mitunter ein ziemlich abgeschmacktes Kamasutra eines Fahnenflüchtigen. Denn Fabios «Aal» sollte, nachdem Fabio seine heroische Flucht abgebrochen hat und inkognito nach Chur zurückgekehrt ist, vorübergehend zum heimlichen Hauptdarsteller des Romans werden. «Überall seine Nase reinstecken. Oder ein anderes Körperteil.» So seine Lebensmaxime. Karin, Evi, Mona und die Holländerin Greetta heissen die Stationen, an denen Fabio seiner Lieblingsschäftigung obliegt: «Der Mann will möglichst viele Frauen begatten...» In Notfällen liefert Fabio auch einmal auf Handbetrieb um: «Aal massiert im prallen Sonnenschein. Mich in der Natur verspritzt.»

Genüßlich zeichnet der buchstäblich aus dem Tritt gefallene Fabio sein Heldenleben auf. Das Übungsheft zur organischen Chemie hat Fabio, der durch die erste medizinische Zwischenprüfung gefallen ist, zu diesem Zweck «wie mein Leben auf den Kopf gestellt» und schreibt, von hinten beginnend, auf die leeren Rückseiten das Tagebuch seiner Flucht. «Einfach drauflosschreiben» ist sein Vorschlag, und mit Jack Kerouac möchte er eine Simultanmischschrift des Lebens verfassen; eine Art Echtzeitprotokoll dessen, was ihm stündlich widerfährt, mit dem Fernziel der «Vereinigung von Sex und Literatur». Der flüchtige Don Juan will Schriftsteller werden.

Doch das Tagebuch bricht ein paar Monate später ab, wie es begann: Fabio reist im Zug aus Chur ab. In Amsterdam soll er an der Kunstakademie auf Greetas Vermittlung, die sein Geschreibsel für «verschnörkelte Kacke» hält, Akt stehen. Diesmal sitzt ihm Tomaschett, der Platzhirsch aus der Rekrutenschule, im Zug gegenüber. Der weiss von Amsterdam, dass dort Frauen «halb nackt in den Bordellschauferntern» sitzen. Es ist Fabios letzter Eintrag im Übungsheft. Und es ist anzunehmen, dass ihm die demütigende iro-

nische Parallele zwischen seinem Aktstehen und den habnackten Prostituierten entgeht.

### Echtzeitprotokolle

Ein einziges Mal hat Fabio einen heilsichtigen Gedanken. Als Greetta einmal «wie eine Furie» auf ihm reitet, erprobt er die Simultanität von Sexualität und Literatur. Doch ernüchtert stellt er fest: «Die Gedanken, merke ich, brauchen einen leeren Raum, damit sie zu Sprache werden können. Die angestrebte Gleichzeitigkeit erscheint

### In der nächsten Beilage «Literatur und Kunst»:

- Der unversehrte Körper. Über Julian Green
- Zum 100. Todestag von Theodor Fontane
- Frühchristliche Bauten in Gadara
- Das Projekt «Zeugnisse am Mittelmeer»
- Eine Biographie über Michel Leiris
- Otar Tschiladses Roman «Awelum»

mir im nachhinein, als hätte ich versucht, mit schwarzer Tinte auf schwarzes Papier zu schreiben.» Fabios Eingeständnis des Scheiterns nimmt den schwerwiegendsten Einwand gegen Huonders Roman vorweg. Die Romanhandlung deckt sich vollkommen mit Fabios Echtzeitprotokollen, und der Erzähler unterlässt alles, was eine reflexive Ebene oder auch eine ironische Distanz zur Figur und zum Geschehen entstehen lassen könnte. Dieses soll unmittelbar aus sich selbst und also auch über sich selbst sprechen.

Damit erliegt der Erzähler aber dem gleichen Trugschluss wie Fabio: die totale Unmittelbarkeit erstickt am fehlenden Resonanzraum. Wie Fabio, so schreibt auch der Erzähler mit schwarzer Tinte auf schwarzes Papier. Mit Recht bewunderte man an «Adalina» die raffiniert gebrochenen Erzählstränge, die sich allmählich zu einem verhängnisvollen Netz verstrickten: hier hat sich Huonder auf die restriktivsten aller denkbaren Erzählweisen kapriziert. Das kann reizvoll sein bei einer Figur, die unsere Neugier weckt. Fabio vermag das auf zueinander Seiten nur einmal: als er auf einem seiner Irrwege durch Chur seinem Vater, dem Briefträger, begegnet und ihm die wunderbare Geschichte von der Kuh im Tierspital erzählt, der man durch einen Deckel in den Magen schauen könne. Es ist der innere Medizinische gewendete literarische Traum vom unmittelbaren Zugriff auf die Wirklichkeit. Die kleine Geschichte spricht mühselos durch sich selbst, weil sie ein Gleichnis ist – und überdies ganz nebenbei zeigt, dass erst die Kraft der Imagination die Wirklichkeit in Literatur verwandelt. Fabios übriges Tagebuch und Huonders Roman sind gegen diese Kraft immun.

Einem Vorabdruck des S.-Fischer-Verlags, bei dem Silvio Huonder nach seinem Weggang vom Arche-Verlag seinen Zweitling herausgebracht hat, war die Reproduktion von Huonders eigenem Strafantrittsbefehl «wegen Ausreisens und Dienstverweigerung» beigefügt. Im «Übungsheft der Liebe», so lässt der Verlag weiterhin verlauten, habe Huonder «seine Erfahrungen mit dem Schweizer Militär und vor allem mit der Schweizer Militärjustiz literarisch verarbeitet»; letzterer sei er in Dankbarkeit verbunden, da sie ihn auch zum Schreiben hingeführt habe. Mitten aus dem Leben also sei der Stoff gegriffen (wobei der Roman vom Militär und von seiner Justiz dann doch nur sehr ein passant handelt). Allein, der Stoff ist dürftig genug, seine literarische Gestaltung lässt selbst das geringe Potential ungenutzt.

Roman Bucheli

Silvio Huonder: Übungsheft der Liebe. Roman. S.-Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1998. 208 S., Fr. 31.50.

scherporträt mit dem Bild der nebeneinander sitzenden Roma und Constantinopolis verbinden.

### Kamele und ihre Lasten

Auf ein für den Akanthus-Verlag neues Gebiet führt die Studie der in Philadelphia tätigen deutschen Archäologin Elfriede Regina Knauer «The Camel's Load in Life and Death». Kleine Kamelstatuetten aus Terrakotta waren in China seit Beginn der Han-Periode (Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr.) während mehr als tausend Jahren häufige Grabbeigaben. Knauer widmet sich den an diesen Skulpturen dargestellten Lasten als bisher kaum ausgewerteten Quellen für die Handelswaren, die auf der Seidenstrasse transportiert wurden. Darüber hinaus unternimmt sie es, aus dem Lauf der Jahrhunderte nachweisbaren Veränderungen in ihrer Darstellung auf die religiösen Konzepte zu schliessen, die sich mit ihnen verbanden.

Dass die äusserst liebevoll und detailreich ausgeführten Lasten auf dem Rücken der Tiere naturgetreu dargestellt sind, zeigt ein Vergleich mit noch heute gebräuchlichen Kamelsätteln und Tragvorrichtungen, an denen sich im Lauf der Jahrhunderte kaum etwas änderte. Die Gegenstände, die sich an den Tonfiguren erkennen lassen, sind zum grossen Teil Luxusgüter, die aus dem Westen nach China importiert und dort offensichtlich geschätzt wurden – beispielsweise kostbare Textilien, Musikinstrumente oder grosse Prunkgefässe. Ihre Identifikation trägt zur Kenntnis der materiellen Kultur Chinas bei. Ausserdem zeigt sich aber im Lauf der Zeit eine Veränderung in der Auswahl der den Toten ins Grab mitge-

gebenen Objekte. Spätestens in der Tang-Dynastie (618–907 n. Chr.) wurde sie auf bestimmte Gegenstände eingeschränkt, und zudem verband man mit den Beigaben nun offenbar eine symbolische Bedeutung. Als wichtige Grabbeschenke erscheinen an den Sätteln angebrachte Masken, getöte Tiere – unter anderem Hasen oder Vögel – und zume, gleichmässig gedrehte Seidenstränge. Erhaltene Inventare von Grabstätten bestätigen, dass diese Gaben den Verstorbenen im jenseitigen Leben helfen sollten; an den Seidensträngen etwa sollten sie in den Himmel steigen können.

Die knapp gefasste, inhaltsreiche Darstellung konfrontiert mit einer Vielzahl von faszinierenden Bildzeugnissen und zeigt manchmal fast nebenbei Perspektiven auf, die weit über das gestellte Thema hinausweisen. Unter einem unspektakulären Titel dokumentiert sie minuziös einen von West nach Ost verlaufenden Kulturinfluss – ein bisher sehr selten untersuchter Aspekt der chinesischen Kultur dieser Zeit. Dabei überrascht, dass das chinesische Reich, das sich den kulturellen Leistungen seiner westlichen Nachbarn gegenüber stets reserviert zeigte, deren Waren bereitwillig übernahm; noch erstaunlicher dürfte allerdings sein, dass die fremden Objekte ausgerechnet in die Grabkunst integriert wurden – in einen nicht nur sehr privaten, sondern für das religiöse Selbstverständnis eines Volkes zentralen Bereich.

Thomas Ribi

Gudrun Bühl: Constantinopolis und Roma. Stadtpersonifikationen der Spätantike. Akanthus-Verlag, Kilchberg 1996. 334 S., 151 Abb., Fr. 95.–

Elfriede Regina Knauer: The Camel's Load in Life and Death. Akanthus-Verlag, Kilchberg 1998. 159 S., 92 Abb., Fr. 48.–